Bankautomat macht Kunden froh

Mitten in der Nacht hatte sich die Nachricht in der nordwestenglischen Ortschaft Wooler wie ein Lauffeuer verbreitet: Der örtliche Bankautomat spuckte doppelt so viel Geld aus wie angefordert. Innerhalb kürzester Zeit bildete sich eine Schlange vor dem großzügigen Automaten, die beinahe die gesamte Hauptstraße entlang reichte, wie der „Daily Telegraph“ berichtete.

Eine Frau habe es sogar so eilig gehabt, dass sie sich lediglich mit einem Bademantel bekleidet und Lockenwicklern auf dem Kopf per Taxi zum Ort des Geschehens bringen ließ. Die Besitzerin des örtlichen Pubs sprach von „der belebtesten Nacht seit Jahren“. Wie alle anderen von der Zeitung befragten Bewohner beteuerte sie, selber nicht von dem unerwarteten Geldsegen profitiert zu haben.

Bis zur Öffnung der Barclays-Bank entlockten die glücklichen Kunden dem Apparat fast 100.000 Euro. Keinen schönen Tag dürfte der Bankmitarbeiter haben, der für die Bestückung der Automaten zuständig ist: Er hatte das Fach für die Zehn-Pfund-Scheine versehentlich mit 20-Pfund-Scheinen gefüllt.

Für die Einwohner hingegen, war das Glück am Morgen komplett: Die Bank gab bekannt, dass die Kunden das Geld behalten dürfen. Zwar wisse das Institut, wer abgehoben, aber nicht, wer zuviel erhalten habe.

Hund zieht Jungen auf

In Sibirien ist ein sieben Jahre alter Junge gefunden worden, der von einem Hund großgezogen wurde. Das Kind habe sich auf allen vieren bewegt, gebissen und Essen zunächst beschnüffelt, heißt es in Presseberichten aus der Altai-Region.

Die Mutter hatte den Säugling drei Monate nach der Geburt verlassen; auch der Vater, der ein Trinker war, zog fort, ohne sich weiter um das Kind zu kümmern. Zurück im Haus blieb nur der Wachhund, der den Jungen großzog. Mittlerweile gehe Andrej, der vor drei Wochen entdeckt wurde, aufrecht, er könne mit einem Löffel essen, sein Bett machen und mit einem Ball spielen, teilten die Mitarbeiter des Kinderheims mit, in das der Junge gebracht wurde.

Andrej hat Kontakt zu einem Mädchen aufgenommen, mit dem er durch Gesten kommuniziere. Die anderen Kinder fürchteten den „Wilden“, der nicht spreche und sich oft aggressiv verhalte. Ärzte und Psychologen sollen nun feststellen, ob der „Hundsjunge“ in der Lage ist, sich an das übliche menschliche Verhalten so weit anzupassen, daß er in einem Kinderheim leben kann, oder ob er in ein Behinderteninternat eingewiesen wird.

Deutsche, werdet grausamer!

Können wir Deutschen eigentlich gar nichts mehr? Haben wir denn überall den Anschluß verpaßt? Die Wirtschaftsentwicklung bei uns betrachten unsere europäischen Nachbarn seit langem schon mit jener Mischung aus Entsetzen und Anteilnahme, die man Entwicklungsländern entgegenbringt, und die Fußball-Europameisterschaft würden wir wohl allenfalls gewinnen, wenn man alle Vorrundenspiele, Viertel-, Achtel- und Halbfinals abschaffte und uns als Endspielgegner Malta vorsetzte. Das immerhin könnte ein glanzvoller Sieg werden.

In nahezu allen Bereichen hinkt unser Land hoffnungslos hinterher, und Tag für Tag lesen wir in den Zeitungen die Klagen weiterer Branchen, die nicht mehr mithalten können. So auch in diesem Montag in der Berliner Boulevardzeitung „B.Z.“. Dort beschwert sich Eberhard Schönberg, der Chef der Berliner Polizeigewerkschaft, über das mangelnde internationale Format von Deutschlands Verbrechern. „Die organisierte Kriminalität“, so Schönberg gegenüber der von der „B.Z.“ zitierten „Super Illu“, „ist nicht mal mehr ansatzweise in der Hand der Deutschen. Sie sind einfach nicht grausam genug.“ Die patriotisch eingestellte „B.Z.“ macht daraus gleich ihre Schlagzeile: „Deutsche Gangster sind nicht grausam genug!“

Diese Kritik von einem ihrer härtesten Gegner muß Deutschlands Bösewichte beschämen: Weicheier, wir? Doch die Fakten sprechen für sich: Entscheidende Felder wie Schutzgeld, Drogen, Prostitution sind fest in der Hand von Banden aus Rußland, Litauen oder dem Nahen Osten, die – wie in der „B.Z.“ Kriminaldirektor Uwe Schmidt erläutert – das „russische System“ nach Deutschland übertragen hätten. Und das beherrschen die Deutschen einfach nicht.

Manchen „B.Z.“-Leser mögen die Aussagen Schönbergs etwas irritieren. Seit wann, so könnte man sich fragen, kümmert sich eigentlich die Gewerkschaft der Polizei um die Interessen deutscher Verbrecher? Ist die Klage über deren fehlende internationale Härte als Aufruf an die deutschen Kriminellen zu verstehen, gefälligst grausamer zu werden? Müßte man, bei der Vergangenheit unseres Volkes, nicht ausgesprochen glücklich darüber sein, daß es mit der Grausamkeit vorbei zu sein scheint?

Doch man muß es den Beamten wohl nachsehen, wenn sie sich verbal zu den Anwälten derer machen, die sie eigentlich zu bekämpfen haben: Man hat es ja doch lieber mit solchen Gegnern zu tun, die man zur Genüge kennt, und die kriminell organisierten Russen sind ja schon sprachlich eine Klasse für sich. Den Marktanteil der Deutschen am Verbrechen wieder zu erhöhen, scheint freilich ein aussichtsloses Unterfangen. Wären wir auf dem Fußballplatz, so könnte man über eine Quotenregel nachdenken: In jeder Mannschaft müssen sechs Plätze für Einheimische reserviert sein. Auf Mafiabanden läßt sich eine solche Regel dummerweise nicht übertragen.

Aufstrebenden deutschen Kriminellen wird angesichts der osteuropäischen Übermacht daher wohl nur ein Ausweg bleiben: Abwandern ins Ausland. Dort sind vermutlich, wie in anderen Wirtschaftszweigen auch, die Arbeitsbedingungen für junge Talente erheblich günstiger.

Meteorit landet im Wohnzimmer

Mit dem Schrecken davon gekommen ist eine Familie in Neuseeland, als ein Meteorit das Dach ihres Hauses durchschlug, auf dem Sofa landete und dann unter den Computertisch kullerte.

„Ich war dabei, das Frühstück in der Küche zu machen, als ich eine mächtige Explosion hörte“, sagte Brenda Archer der Zeitung „Sunday Star Times“. „Es war, als ob eine Bombe hochgegangen wäre. Ich konnte nichts mehr sehen, überall war Staub.“ Ehemann Phil entdeckte schließlich den noch heißen Stein unter dem Computer und das riesige Loch im Dach. Dem einjährigen Enkel der Archers, der in der Nähe gespielt hatte, wurde kein Haar gekrümmt. Der kleine Luca müsse einen Schutzengel haben, sagte seine Großmutter.

Der Meteoriten-Experte Joel Schiff von der Universität Auckland sagte der Zeitung, das Gestein sei ein „nationaler Schatz“. Sammler aus aller Welt würden aber den Archers sicherlich viel Geld dafür bieten. Schiff schätzte, daß sie den Meteoriten für umgerechnet fast 5000 Euro verkaufen könnten.

Der Stein aus dem Weltall soll etwa 1,3 Kilogramm schwer sein. Laut Schiff ist es erst der neunte Meteorit, der in Neuseeland gefunden wurde. Daß ein Meteorit „durchs Dach kommt ist außergewöhnlich, es ist ein wirklich schöner großer Brocken“, beschrieb der Wissenschaftler den kosmischen Klotz zudem. „Ich bin froh, daß niemand auf dem Sofa saß, denn denjenigen hätte es voll erwischt“, erschauderte Brenda Archer noch als alles schon vorbei war.

Andere Länder, andere User

Spam ist ein globales Problem – im Umgang mit der aufdringlichen E-Mail-Werbung gibt es aber große nationale Unterschiede. Während in Deutschland mehr als 80 Prozent der Internet-Nutzer die Spam in der Mailbox sofort löschen, reagiert fast jeder zweite Japaner mit einer verärgerten Antwort-Mail an den Spammer. Den größten Erfolg hat Spam in den Vereinigten Staaten: Hier haben 20 Prozent schon mal Produkte von Spam-Anbietern gekauft. Dies ist das Ergebnis einer Yahoo-Umfrage unter 37.000 Internet-Nutzern in elf Ländern.

Für eine Welt ohne Spam wären manche E-Mail-Nutzer zu ganz erstaunlichen Zugeständnissen bereit: Amerikaner würden mehrheitlich ihre Zähne täglich mit Zahnseide reinigen. Italiener würden Zigaretten und Fast Food aufgeben. Weniger Engagement zeigten Deutsche, Spanier und Japaner: Sie waren generell nicht bereit, ihre Gewohnheiten zu ändern.

User in der ganzen Welt fühlen sich von Spam mehr gestreßt als von Verkehrsstaus. Die Mehrheit der Amerikaner, Argentinier, Australier und Briten findet sogar, daß die unerwünschten Mails mehr Streß bedeuten als ein Besuch beim Zahnarzt - aber immerhin weniger Streß als ein Umzug.

In Deutschland verwendet jeder zweite einen Filter, um der Spam-Plage Herr zu werden. Nahezu 40 Prozent jonglieren mit unterschiedlichen Mail-Adressen, um die erwünschte Post von der Massenwerbung zu trennen. Allerdings gaben auch neun Prozent der Befragten in Deutschland an, daß sie Spam-Versender kontaktiert hätten, um sich aus der Verteilerliste streichen zu lassen.

Genau dies hilft den Spammern aber nur bei der Überprüfung ihrer Adressenbestände. Einig waren sich alle darin, wie wichtig ihnen der E-Mail-Verkehr ist: Ein erzwungener Verzicht darauf wäre für die meisten Befragten schlimmer als ein Ausfall von Fernsehen oder Radio. Zu den Betroffenen von Spam gehört auch Yahoo, der Auftraggeber der Umfrage, selbst: Über die Mail-Server des Internet-Portals werden täglich mehr als eine Milliarde Spam-Mails transportiert.

Fünf Vornamen müssen reichen

Fünf Vornamen sind nach Ansicht des Bundesverfassungsgerichts genug. Die Richter in Karlsruhe entschieden am Freitag, die Klage einer Mutter mangels Erfolgsaussicht nicht zur Entscheidung anzunehmen. Die Frau aus Nordrhein-Westfalen wollte ihrem Sohn zwölf Vornamen geben. (Aktenzeichen: Bundesverfassungsgericht 1 BvR 994/98). „Der Staat hat die Pflicht, das Kind als Grundrechtsträger vor verantwortungsloser Namenswahl durch die Eltern zu schützen“, hieß es.

Die Frau hatte nach der Geburt ihres Sohnes beim Standesamt erklärt, der Sohn solle Chenekwahow Tecumseh Migiskau Kioma Ernesto Inti Prithibi Pathar Chajara Majim Henriko und Allesandro heißen. Die Reihenfolge sollte dabei die Vorrangigkeit dokumentieren. Das Landgericht wies das Standesamt an, die Vornamen auf die ersten vier zu begrenzen. Zur Begründung führte das Gericht aus, die Namenswahl dürfe nicht dem Kindeswohl widersprechen. Zwölf Vornamen hätten für ein Kind aber erheblich belästigenden Charakter, denn es müsse sich die Reihenfolge der ungewöhnlichen Namen und deren Schreibweise merken und würde immer wieder auffallen.

Auf die Beschwerde der Mutter erhöhte das Oberlandesgericht die Zahl der Vornamen auf fünf, so daß die Namenskette bei Ernesto endete. Die Mutter erhob Verfassungsbeschwerde. Eine Kammer nahm diese mangels Erfolgsaussicht nicht zur Entscheidung an. Das Namensrecht der Eltern finde dort eine Grenze, wo es das Kindeswohl zu beeinträchtigen drohe. Mit seiner Entscheidung habe das Oberlandesgericht Düsseldorf seinen Ermessensspielraum nicht überschritten. Allerdings, so räumen die Bundesverfassungsrichter ein, hätte man auch zu einer anderen Zahl als fünf kommen können.